

Wir brauchen Vorbilder – aber welche?

Initialvortrag von Dr. Kurt E. Becker zum Andreasstift-Gespräch am Freitag, 30. November 2012

Nelson Mandela, Che Guevara, Mutter Teresa, Albert Schweitzer, Muhammed Ali, Boris Becker, Wladimir Putin, Angela Merkel, unsere Herren Bürgermeister etc. Die Liste lässt sich beliebig verlängern. Und dem Adverb eignet bereits das Spezifikum dieser Aufzählung – ihre Beliebigkeit nämlich. Einem Kramladen nicht unähnlich haben wir „unsere“ Vorbilder aufgereiht, für jeden Zweck eines. Fein säuberlich zu Konsumzwecken quasi in Regalen ausgestellt. Wir wählen eben unsere Vorbilder von Fall zu Fall, nach Belieben, nach Gusto – als Vorbild zwingend, im Sinne von unabdingbar, sind wenige dieser Persönlichkeiten. Jede stand oder steht „irgendwie“ in der Öffentlichkeit, hat eine gewisse Popularität, Verdienste, Ansehen, vorzeigbare Leistungen etc., aber wollen wir sie deswegen als verbindlich verbindendes Vorbild in unserer Gesellschaft gelten lassen? Mehr noch: als universales Vorbild. Zeit-, raum- und generationenübergreifend, in ihrer gelebten Menschlichkeit oder durch eine andere Qualität über jeden Zweifel erhaben?

Wann und wodurch wird ein Mensch zum Vorbild? Welche Qualitäten muss er mitbringen? Was macht sie oder ihn außeralltäglich in der herausragenden Art und Weise, dass sie oder er unserem eigenen Alltag, unserem Denken und Handeln Orientierung geben können?

Mich hat neulich ein guter, viel jüngerer Freund gefragt, welche Mission ich mir für mein Leben definiert hatte. Eine höchst spannende Frage, der nachzugehen sich für uns alle lohnt. Und dies nicht zuletzt deswegen, weil wir alle, die wir Eltern sind, nolens volens eine Mission nicht zuletzt als Vorbilder haben, als Vorbilder unserer eigenen Kinder, die noch nicht wählen können und keine Entscheidungsfreiheit hinsichtlich der ihnen von Natur „vorgesetzten“ Vorbilder haben können. Eltern sind Vorbilder quasi von Natur, verantwortlich in dieser Vorbild-Funktion, ob sie dies wollen oder nicht. Dem mächtigen Vorbild auf der einen Seite steht immer ein ohnmächtiges Pendant auf der anderen Seite gegenüber. Und das Ungleichgewicht dieser „vorbildlichen“ Machtkonstellation prägt unser Leben – unabdingbar und alternativlos.

Mal Hand aufs Herz: Wer hat sich, befasst mit der Erzeugung von Kindern, als künftige Mutter oder künftiger Vater tatsächlich ernsthaft Gedanken über die Mission der Elternschaft und damit der wichtigsten Vorbildfunktion im Leben eines Menschen überhaupt gemacht? Die Komplexität dieser Herausforderung war und ist durch nichts zu übertreffen. Dabei wird speziell in der heutigen Zeit die Erziehung von Kindern quasi zum „Job“, der von überforderten Müttern und Vätern quasi nebenbei erledigt wird, erledigt werden muss, weil sie von ihrem Berufsmenschen aufgefressen werden. Zeit für das Kind, Empathie und Liebe – Fehlanzeige. Wollen wir aber nicht Gefahr laufen, Kinder einer seelischen Verkrüppelung preiszugeben, brauchen sie genau dies – Liebe nämlich. Und Zuwendung und Fürsorge. Speziell in den ersten Lebensjahren. Denn von Bedingungslosigkeit vonseiten der Kinder ist die Beziehung zu ihren Eltern geprägt. Die Bedingungen werden von den Eltern definiert. Leider, muss man sagen. In der Regel nämlich zum Schaden der Kinder, deren „Abrichtung“ viel zu früh beginnt, begleitet von einer zwangsläufigen Unterdrückung der Selbstentfaltung und der Kreativität im Spiel. Dabei gilt: „Abrichtung“ in diesem Sinn erfolgt nicht klassenspezifisch, sie gilt leider übergreifend. Nicht von ungefähr stehen zu Beginn der modernen Auseinandersetzung mit Fragen dieser Art zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche, auf den zweiten Blick aber ergänzende Entwürfe der Pädagogik – der Pestalozzis nämlich, der die, wie wir heute sagen würden, soziale Durchlässigkeit von unten nach oben durch Erziehung gewährleistet

wissen wollte, und der Rousseaus, der sich in seinem Emile die Frage gestellt hat, ob ein reich geborener Mensch auch ein guter Mensch werden kann.

Alle mit diesen Konzepten verbundenen Fragen haben von ihrer Aktualität absolut nichts eingebüßt. Im Gegenteil. Die fortschreitende Komplexität unserer zivilisierten Gesellschaft macht exakt beide Fragen zu dem essentiellen Thema unserer Zukunft überhaupt. Denn nichts Geringeres steht auf dem Prüfstand als die Art und Weise unseres Lebens in dieser von uns so und nicht anders gewollten oder von uns zumindest so zugelassenen Welt. Der quasi natürlichen Welt des Seins und Werdens, des Lebens und Sterbens, haben wir eine künstliche Welt der Zivilisation obendrauf gepropft, in der wir nicht selten gelebt werden und uns leben lassen – bewusstlos und ohnmächtig, ohne eigenen Willen, durch die uns umgebende Warenwelt konsumistisch verzückt, nichts anderes als ein winziges Teilchen in einem gewaltigen Räderwerk der auf Produktion und Konsumption ausgerichteten Wirtschaftswelt, multipliziert in ihrer Wirkung durch die Unterhaltungsindustrie und die Medien, zu deren Gefangenen wir uns allesamt haben machen lassen. Wir amüsieren uns zu Tode, wie Neil Postman einmal postuliert hat. Wo sind die Vorbilder, die uns aus der phlegmatischen Lethargie des Gelebt-Werdens, des passiven Lebens, aus unserer Comic-Welt befreien? Oder aber sind wir mit der Komfortzone dieser uns umschlingenden Konsumwelt so sehr einverstanden, dass wir gar nicht das Bedürfnis nach der Befreiung unseres eigenen Selbst haben? Es scheint, als hätte sich die Mitte der Gesellschaft selbstzufrieden in ihrem Wohlstand eingerichtet, assistiert von den Rändern der Gesellschaft, die dank Sozialstaat ihrerseits ermattet sind und keine Kraft mehr aufbringen können, um sich aus ihren als schicksalhaft empfundenen Lebensumständen zu befreien.

Selbstbefreiung aus dem Gegebenen, dem Vorgefundenen ist eine Aufgabe, der wir Menschen uns immer zu stellen haben. Am Ende eines solchen Prozesses winkt eine Freiheit zu etwas Neuem, eine Freiheit zu uns selbst. Und es gibt viele Aufgaben in unserer heutigen Zeit und in unseren Breiten, deren Lösungen selbstbefreiter Persönlichkeiten bedürfen. Denn die Krise unserer Zivilisation hat viele Komponenten, die sich mit einer zunehmenden Dynamik zu einem unheilvollen Amalgam verdichten. Sicher, Untergangphilosophien gab und gibt es seit Nostradamus. Aber wenn wir das Wertefundament, auf dem zum Beispiel Oswald Spengler sein Abendland gegründet sah, als Maßstab zur Hand nehmen, dann in der Tat ist unser altes Abendland schon längst untergegangen. Und dieses Untergangsszenario gewinnt nun weitere Dimensionen durch die auch in Deutschland wachsende Kluft von Arm und Reich, der Überschuldung des Staates bis hin zu Fragen der politisch verordneten Energiewende, deren Violdimensionalität die Grundfesten unserer Gesellschaft erschüttern wird. Hinzu kommen Fragen der Neuordnung Europas in einer globalisierten Welt und der militärischen Verteidigung unserer ökonomischen Interessen am Hindukusch und der damit verbundenen Frage, wie wir mit unseren heimkehrenden Soldaten umgehen. Etc. etc.

„Befreiung von“ und „Freiheit zu“ sind Maximen der Philosophie, die uns inhaltlich seit vielen tausend Jahren, den Begriffen nach aber erst in der Moderne begleiten. Aber seit vielen tausend Jahren wissen wir, dass es zur Realisierung genau dieser Maximen in der Erziehung und der Entwicklung von uns Menschen Vorbilder braucht.

Begeben wir uns auf die Suche nach solchen Vorbildern.

Osama Bin Laden war ein solches Vorbild. Zweifellos nicht für uns, aber für viele Menschen bei Al Qaida und deren Umfeld. Ich komme deswegen zunächst auf den Terrorfürsten zu sprechen, um damit zu verdeutlichen, dass ein jedes Vorbild immer eine kulturelle Implikation hat, an einen

speziellen Kulturkreis gebunden ist und keine Allgemeingültigkeit beanspruchen kann. Universale Vorbilder? Fehlanzeige. Mit Osama Bin Laden grenzen wir in unseren Breiten aber – zumindest aktuell – auch gleichzeitig Vorbilder jeder Art aus, die sich über Terror, Gewalt- und Machtmissbrauch definieren. Ich denke, dies muss nicht weiter ausgeführt werden und ist selbsterklärend – auch im Blick auf bestimmte Randgruppen in unserer Gesellschaft, die wir zumindest in unserer bürgerlichen Mitte nicht als Vorbilder willkommen heißen können. Aber kein Missverständnis: Das heißt nicht, dass ein rechtsextremer Aktivist keine Vorbildfunktion hätte. Im Gegenteil. Für viele ist seine machtvolle Wirkung quasi eine Art von Aphrodisiakum für seine Anhänger, Hitler lässt grüßen.

Mit diesen Beispielen sind wir mittendrin in einem essentiellen Diskurs darüber, auf welchem Fundament „unsere“ Vorbilder stehen müssen. Über welches Fundament also sprechen wir konkret, wenn wir über Vorbilder miteinander sprechen?

Ebenfalls in unseren Breiten hat sich mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zur näheren Bestimmung eines solchen Fundaments die Kategorie „Wert“ in der Terminologie der Philosophen breitgemacht. Wesentlich inspiriert von der von Friedrich Nietzsche angestoßenen Nihilismus-Debatte bediente man sich neuer Schläuche für einen alten Wein, denn Nietzsche, der Philosoph mit dem Hammer, hatte das abendländische Fundament der Ethik und Moral als obsolet entlarvt und – nach eigenem Verständnis – mit dem Hammer zertrümmert. Und zur Rettung alter Inhalte suchte man einen neuen Begriff und fand ihn – in den Werten der Marxschen Ökonomie-Lehre. Und – ob wir dies wahrhaben wollen oder nicht – mit der Einführung dieses Begriffs beginnt auch die metaphysische Ökonomisierung unserer Existenz, denn Werte gelten ja nie absolut, sondern immer nur relativ, unterliegen also sozusagen einem Messen, Wiegen, Zählen. Der alte Tugendkanon der Philosophie, absolut in seiner Gültigkeit durch die unabdingbare Vermeidung jedweder Hybris und eingeführt in die abendländische Philosophie bereits 500 vor Christus, war mit der Wertephilosophie obsolet geworden. Über den Begriff „Wert“ sollte zumindest der Inhalt der alten „Tugendlehren“ quasi gerettet werden. Heraus kam freilich eine Relativierung der Inhalte, die seither jederzeit auch dem Verdacht ausgesetzt sind, berechnet und in Geldwert bemessen zu werden. Nicht von ungefähr muss ja nolens volens gefragt werden, was ist diese oder jene Leistung, diese oder jene Handlung wert, die Moral immer an die zweite Stelle rückend, denn zuerst kommt bekanntlich das Fressen, dann die Moral, wie Bertolt Brecht notierte.

Mir selbst ist dieser Begriff „Wert“ in hohem Maße suspekt. Wenn ich ihn dennoch auch in der Folge verwende, dann eher schwadronierend und immer gleichbedeutend mit dem alten Tugendbegriff.

Nun wir hatten schon notiert, dass Vorbilder notwendigerweise kulturell geprägt sind. Nicht weniger gilt dies demzufolge für Werte bzw. für Tugenden. Und es ist interessant, sich die großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge über zweieinhalb Jahrtausende hinweg in unserer Hemisphäre, die wir gemeinhin Abendland nennen, vor Augen zu führen.

Im Kanon der Werte am Anfang der abendländischen Geistesgeschichte stehen die vier Kardinaltugenden des griechischen Dichters Aischylos. Ihm zufolge sollten tugendhafte Menschen verständig, gerecht, fromm und tapfer sein. Bei Platon regierten ebenfalls vier Kardinaltugenden, Besonnenheit, Gerechtigkeit, Klugheit und Tapferkeit. Bei dem Römer Cicero ein durchaus vergleichbarer Kanon: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung. Zu den vier Kardinaltugenden des Cicero kamen im Christentum außerdem Glaube, Liebe, Hoffnung dazu.

Und last not least höchst interessant ist der Umstand, dass „Freiheit“ erst nach der französischen Revolution im Kanon der Werte bzw. Tugenden auftaucht, eine höchst moderne moralische Kategorie also, die von dem französischen Existenz-Philosophen Jean-Paul Sartre absolut gesetzt wurde.

Aber apropos „französische Revolution“. Robespierre gibt diesbezüglich das Motto des modernen Terrorismus vor und wird dessen erster Fähnrich im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Denn er notiert: „Ohne Terror ist die Tugend machtlos“. Das Ergebnis dieses martialischen Satzes: Die Guillotine. Und selbst wenn wir den Terror selbstverständlich und mit Nachdruck verurteilen, so braucht es doch immer auch eine gewisse Form der Gewaltsamkeit, um das sogenannte Gute oder das von uns als solches Erachtete durchzusetzen und zum Erfolg zu führen. Gerade als Eltern muss uns diese – zumindest rudimentäre – Gewaltsamkeit sehr wohl bewusst sein. Denn „Gewalt“, früher verherrlicht, heute verteufelt, ist ein durchaus natürliches Phänomen auch im menschlichen Leben. Ob wir dies wahrhaben wollen oder nicht.

In der deutschen Aufklärung, namentlich bei Immanuel Kant, gab es nur noch eine einzige Kardinaltugend: den guten Willen nämlich. Kant zufolge konnte ohne diesen guten Willen jede Tugend auch in ihr Gegenteil verkehrt werden. Dieser gute Willen steht nicht zuletzt als Grundlage des kategorischen Imperativs, von dem sich sagen lässt, dass er zu den bekanntesten und populärsten Sätzen der Philosophiegeschichte gehört: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“

Freilich ist auch dieser kategorische Imperativ so formal, dass er die Tugend des guten Willens dann der Willkür preisgibt, wenn kein konsensuales Fundament vorhanden ist. Denn sowohl Robespierre als auch Osama bin Laden hätten mitnichten akzeptiert, wenn man ihnen unterstellt hätte, dass sie keinen guten Willen hätten. Und selbstverständlich hätten sie für sich reklamiert, dass die Maxime ihres Willens als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte. Im Kulturkreis unserer Gesellschaft, die wir gerne als „offene“ charakterisieren, leben wir bewusst den Pluralismus der Werte, der Meinungen und damit freilich auch der – Vorbilder. Ein Vorbild-Pluralismus ist quasi notwendigerweise sogar Definiens unserer offenen, multi-kulturellen Gesellschaft, unserer Demokratie. Wer sich diesem Satz verweigert, wird gerne und recht rasch an den Pranger des Autoritären gestellt.

Im Zusammenhang solcher Fragen lohnt es immer wieder, in Max Webers Schrifttum zu blättern, weil dieser Großmeister der Soziologie, Nationalökonomie und Philosophie bereits vor rund hundert Jahren die Grundproblematik auch unserer heutigen Veranstaltung hier im Andreas-Stift in luzider Klarheit auf den Punkt gebracht hat. Gestatten Sie mir, dass ich aus Max Webers zu Recht berühmten Vortrag „Der Beruf zur Wissenschaft“ aus dem Jahr 1919 zitiere: **„Welcher Mensch wird sich vermessen, die Ethik der Bergpredigt ... widerlegen zu wollen? Und doch ist klar: es ist ... eine Ethik der Würdelosigkeit, die hier gepredigt wird: man hat zu wählen zwischen der religiösen Würde, die diese Ethik bringt, und der Manneswürde, die etwas ganz anderes predigt: ‚Widerstehe dem Übel, – sonst bist du für seine Übergewalt mitverantwortlich.‘ Je nach der letzten Stellungnahme ist für den Einzelnen das eine der Teufel und das andere der Gott, und der Einzelne hat sich zu entscheiden, welches für ihn der Gott und welches der Teufel ist.“** Vor exakt diesem Dilemma stehen wir in der abendländisch christlichen Tradition erzogenen Menschen quasi in jedem wesentlichen Augenblick unseres Lebens. Wir müssen uns entscheiden und Verantwortung übernehmen auf Basis einer „Gesinnung“, deren Fundamente durch unsere Erziehung geliefert

werden. Wie aber genau damit umgehen vor dem Hintergrund eines Wertpluralismus, den Weber in einem wunderbaren Bild charakterisiert und eine entsprechende Schlussfolgerung daraus zieht. **„Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen Alltag gewachsen zu sein.“**

Soweit mein kleiner geistesgeschichtlicher Abriss, den ich mit diesen Weber-Zitaten enden lassen möchte und der uns die brachiale Relativität unserer Fragestellungen vor Augen führt. Was aber konkret fangen wir nun an mit dieser Relativität?

Zunächst: Hinter diesen Fragestellungen scheint ein Thema durch, das uns durch die Geschichte der Menschheit hindurch begleitet und das je nach – provokant formuliert – sozioökonomischen Rahmenbedingungen immer wieder neu gewichtet wird – mit einer allerdings eindeutigen Gewichtung in dieser Welt und in dieser Zeit, die wir gemeinhin als „modern“ zu apostrophieren gelernt haben. Das Thema lautet: Wie ist das Verhältnis des Einzelnen zu den vielen – und vice versa der Gemeinschaft zum Individuum? Banal formuliert: Ist das Individuum wichtiger als die Gemeinschaft oder die Gemeinschaft wichtiger als das Individuum?

Ganz klar: Wir haben das Individuum auf den Schild gehoben, nicht zuletzt aufgrund leidvoller Erfahrungen deutscher Geschichte, aber selbstverständlich gibt es auch andere Sichten auf die Welt und den Menschen in ihr – namentlich zum Beispiel im Islam, der die Umma, die ideale Gesellschaft, zum Ideal seiner Sozialphilosophie erhoben hat.

Was heißt das?

Wir brauchen Mut, essentielle Fragen zu unserer Existenz als Mensch zu stellen und den Konflikt mit den herrschenden Überzeugungen zu wagen. Die Wirklichkeiten des Menschlichen, die Gesamtheit möglicher menschlicher Wirkungen auch in dieser Welt sind noch nicht ausgereizt – weder im Positiven noch im Negativen. Am Feuer der globalen Ökonomie zum Beispiel können wir uns wärmen, aber auch kräftig die Finger verbrennen. Und nicht nur diese. Aber wenn wir uns unserer seelischen Mitgift besinnen, wachsen auch unsere Chancen einer sinnvollen Nutzung des wärmenden Effekts des vom Menschen entfachten Feuers nicht nur einer globalisierten Ökonomie sondern auch des Miteinander im Mikrokosmos unserer familialen und persönlichen Beziehungen. Und an dieser Stelle möchte ich auf eine Pädagogik zu sprechen kommen, die Rudolf Steiner und Karl König als „Heilpädagogik“ bezeichnet haben und die sich im Kern um die Therapie und die Behandlung, den täglichen Umgang mit geistig Behinderten oder, wie es die Anthroposophen formulieren – mit Seelenpflege bedürftigen Menschen befasst, aber letztlich weit über diesen bedeutenden, aber letztlich doch begrenzten Anspruch hinausreicht.

Karl Königs Heilpädagogik, Realität geworden in der weltweiten Camphill-Bewegung, liefert überzeugende Antworten auf die Fragen unserer Zeit, basierend auf einer „neuen Demut im Herzen“, die den Einzelnen lehrt, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen, den Dienst an der Sache, an der guten Sache, über das eigene Selbst zu stellen. Diese spezielle Demut im Herzen, so König, erkenne in allem, was Menschenantlitz trage, den Schwester beziehungsweise den Bruder. Die praktische Konsequenz dieser Erkenntnis? Das eigene Selbst ist auf das andere, das fremde Selbst angewiesen: Indem ich dem anderen helfe, helfe ich mir selbst.

Diese heilpädagogische Maxime bedarf in unseren Tagen der Generalisierung. Denn seelisch „Bedürftige“ sind wir alle in dieser eindimensionierten Welt des globalen Kapitalismus, der uns letztlich zu Sklaven des Habens, der Oberflächlichkeit, der Unterhaltungsindustrie gemacht hat.

Im Kontext solcher Überlegungen lesen sich bestimmte Passagen aus Karl Königs Aufsatz „Vom Sinn und Wert heilpädagogischer Arbeit“ wie ein Aufruf zum Diskurs über Humanität, mehr als dies: Der Begründer von Camphill liefert auch eine überzeugende Konzeption des Menschlichen einer am Abgrund tanzenden Menschheit. König vergleicht seinen Ansatz einer umfassenden Heilpädagogik mit dem sich entfaltenden Samen in einer faulenden Frucht: Eine sich selbst vernichtende Menschheit erschaffe in ihrer Mitte ein Neues, das im absterbenden Teil ihres Daseins einen werdenden Keim zum Wachsen bringe. Diese werdenden Keime sind jene Vorbilder, an denen zu orientieren sich lohnt. Und mit Mihailo Markovic gilt es zu notieren: „Die Idee der Humanisierung der Welt setzt eine bestimmte anthropologische Konzeption voraus: Was ist der Mensch, was ist seine Natur, was ist die authentische Existenz, was bedeutet es, ein wahrhaft menschliches Leben zu leben?“

Machen wir uns gemeinsam auf die Suche nach einer Antwort. Denn indem wir auf diese Fragen eine Antwort suchen, finden wir auch jene Vorbilder in unserer Gesellschaft, die unserem Leben Richtung und Ziel – und wenn nicht dies, so doch zumindest Impulse geben können.